

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 30 — Sonntag, den 25. Juli 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Erzgebirgler gehen in die Pilze

Ein rechter Erzgebirgler kann es gar nicht erwarten, bis die ersten Pilze wieder neugierig zwischen den jungen Fichten hervorlugen. Was für wundervolle und prächtige Exemplare sind es oft, just so schmucl und sauber, wie unser Bild das heute zeigt. Welch eine Freude also für uns Erzgebirgler, daß auch jetzt die Pilzzeit wieder da ist. Doch gerade da erscheint es uns an der Zeit, unsere Landsleute aufs neue zu belehren und zu ermahnen, auch die nötige Vorsicht beim Pilzesuchen obwalten zu lassen. Willy Reinhold Hacker bringt zu dem Kapitel „Pilzgenuß ohne Pilzvergiftung“ recht anschaulichen Unterricht in dem nachfolgenden Artikel: Es ist von großem Wert für das Volksganze, daß der kostenlose Segen des Waldes, der uns in den Pilzen gegeben ist, weit besser ausgenutzt wird, als dies bisher der Fall ist. Die Warnung vor jedem Pilzgenuß ist ebenso förlich wie etwa die Weigerung, die Eisenbahn zu benutzen, weil sich Unfälle trotz aller Vorsicht nicht vermeiden lassen. Nur muß der Pilzsammler wissen, wie Pilzvergiftungen vermieden werden können. Das aber ist erstaunlich einfach. Falsch ist die alte Behauptung, man könne giftige Pilze beim Kochen erkennen, wenn man eine Zwiebel, etwas Petersilie oder ähnliches beigebe. Färben sich diese Beigaben schwarz, dann sollen angeblich giftige Pilze im Topfe sein. Hiervon stimmt kein Wort. Bei manchen Pilzarten zeigt sich gerade das Gegenteil.

Die einzige sichere Schutzmöglichkeit ist diese: Was man in Topf oder Pfanne bringt, muß man kennen. Schon das Kind lernt giftige Beeren und Kräuter kennen. Es ist nicht schwer, die wirklichen Giftpilze genau kennen zu lernen. Nach jahrelangen Beobachtungen waren es in den meisten Fällen der Knollenblätterpilz und der ebenfalls zu den Knollenblätterpilzen gehörige Pantherpilz, die Pilzvergiftungen mit tödlichem Ausgange verursachten. Mit dem Egerling (das Wort Champignon wollen wir uns abgewöhnen) kann aber ein aufmerksamer Sammler den Knollenblätterpilz nicht verwechseln, wenn er beachtet, daß der Knollenblätterpilz weiße Blätter, der Egerling dagegen rosa oder bräunlich gefärbte Blätter hat. Verwechslungen mit dem ehbaren Grünen Täubling und dem Grünling sind möglich und auch schon vorgekommen.

Die weitaus meisten Pilze sind ehbar, darunter auch solche, die man früher als giftig verschrien hat. Wer sich nicht zutraut, sie an Hand von Pilzbüchern und Pilztafeln zu erkennen, der beteilige sich an einer der lehrreichen Pilzwanderungen, die heute fast überall in der Pilzzeit durchgeführt werden und wertvolle Kenntnisse vermitteln. Wer besonders ängstlich ist, begnügt sich

mit den nicht zu verwechselnden guten Freunden Pfifferling, Steinpilz, Butterpilz, Maronenpilz, Rottkappe. Zu empfehlen ist diese letztere Notmaßnahme natürlich nicht. Besser ist es, jeder unsichere Pilzsammler läßt alle gesammelten Pilze von anerkannten Pilzberatern (Pilzberatungsstellen!) so lange überprüfen, bis er sie ganz sicher in allen vorkommenden Abweichungen kennt.

Der Perlpilz ist nicht giftig, sondern ein sehr feiner Speisepilz, nachdem man die Oberhaut abgezogen hat. Er kommt in Bayern und der Schweiz in riesigen Mengen als „Fleischchampignon“ auf den Markt. In zahlreichen Pilzbüchern liest man heute noch, der sehr giftige Pantherpilz sei ehbar! Wer aber den Pantherpilz für ehbar erklärt und vielleicht selbst angeblich gegessen hat, meint nicht den Pantherpilz, der immer giftig ist, sondern eine ehbare Abart. Diese hat schon zu vielen Meinungsverschiedenheiten und Verwechslungen Anlaß gegeben. Der bekannte Pilzforscher Studienrat D. Herrfurth, Königsbrück, schlägt für diese ehbare Abart die Bezeichnung „Getigelter Wulstling“ (*Amanita tigrina*) vor.

Die ersten Zeichen einer Pilzvergiftung sind Magenschmerzen, Reizen im Unterleib, Neigung zum Erbrechen. Später fühlt der Kranke Hitze im Unterleib, heftige Schmerzen und großen Durst. Gegengifte gibt es bei Pilzvergiftung nicht. Ärztliche Hilfe ist unbedingt nötig. Bis der Arzt kommt,

suche man den Mageninhalt zu verdünnen. Man gibt reichlich Wasser mit einer starken Kochsalzlösung zu trinken, Milch, Selterswasser oder nur kaltes Wasser. Am besten ist die Herbeiführung von Erbrechen, wozu man Brechmittel anwendet. Dann kann das Gift nicht die starke Wirkung ausüben, als wenn man es im Magen läßt. Der Kranke muß wach gehalten werden. Dazu gibt man starken schwarzen Kaffee oder starken schwarzen Tee, verabreicht ein Klistier von schwarzem Kaffee, übergießt den Kranken mit kaltem Wasser, frottiert anhaltend in einem Halbbade von 12 bis 18 Grad, legt ihm kalte Umschläge auf Kopf und Nacken, kurzum, man bietet alles auf, um eine Betäubung fernzuhalten. Der Arzt wird dann die Entleerung des Magens vornehmen.

Des starken Pilzwachstums wegen sammelt man besonders gern bei Regenwetter. Manche Pilzbücher verbieten dies. Man kann es aber ruhig tun, wenn man die Pilze am gleichen Tage noch verzehrt oder doch zubereitet. Tropfnasse und alte Pilze führen leichtere Vergiftungen herbei, die nach Magenentleerung gewöhnlich bald wieder enden, bei empfindlichen Menschen aber auch schwächende, anhaltende Darm- und Magenstörungen her-



Ein Männlein steht im Walde...
(Photo: Felix Schiewick, Buchholz.)

vorrufen können und überdies unberechtigterweise vom Pilzgenusse abhalten. Man verwendet ja andere Nahrungsmittel in verdorbenem Zustande auch nicht zur menschlichen Ernährung. Das wiederholte Aufwärmen fertiger Pilzgerichte kann zu Gesundheitsstörungen führen. Pilzgerichte sollen immer frisch verzehrt werden und sind dann ein Hochgenuß.

Man sammle möglichst trockene Pilze, die ja auch leichter zu erkennen sind, wird aber natürlich schöne Steinpilze auch im Regenwetter nicht stehen lassen. Ganz junge Pilze sammle man nicht (außer Pfifferlingen), weil in diesem Jugendzustande die Merkmale meist wenig ausgeprägt sind und Verwechslungen vorkommen können. Alte, verdorbene und in Fäulnis übergegangene Pilze scheiden aus. Man sollte auch nicht die besten Teile daraus retten wollen. Die Natur hat den Tisch so reich gedeckt, daß nur das Beste gut genug zu sein braucht. Von Maden und Würmern zerfressene Pilze sind zur menschlichen Nahrung ungeeignet. Häufig aber kommt es vor, daß die besten und wertvollsten Speisepilze von Schnecken, Insekten, Vögeln etwas angefressen sind. Das hat nichts zu sagen, wenn der Pilz sonst noch gut, hart und jung ist. Man schneidet diese Stellen am besten an Ort und Stelle aus. Pflückt man die Pilze schon im Walde zu, dann ist das, was man nach Hause bringt, einwandfrei und gut — wenn man Kenner ist. Der Anfänger aber ändert an den Pilzen nichts und legt sie erst beim Pilzberater vor.

Viele Pilzbücher empfehlen das Abschneiden der Pilze. Das ist falsch. Das Pilzlager zerfällt nämlich dadurch, daß der zurückbleibende Strunk fault. Das Wachstum neuer Pilze wird dadurch beeinträchtigt. Am besten dreht man den Pilz vorsichtig heraus. Was man nicht kennt, zertritt man nicht, sondern läßt es stehen. Ein Pilzkenner hat vielleicht seine Freude daran. Sind so alle Voraussetzungen zum richtigen Pilzsammeln erfüllt, so sind bedeutsame wirtschaftliche und gesundheitliche Vorteile aus dem Pilzgenusse zu ziehen.

Was der erzgebirgische Wald erzählt...

In unseren Heimatblättern haben wir schon oft nacherzählt, was wir in stiller einsamer Stunde einer Waldwanderung erlebten. Heute aber handelt es sich einmal darum, etwas aus der Vergangenheit der erzgebirgischen Waldarbeiter in die Erinnerung zurückzurufen. Auf unseren Waldspaziergängen kommen wir ja gelegentlich auch einmal an sogenannte Flößgraben vorüber und wir haben uns wohl kaum einmal die Mühe gemacht, darüber nachzudenken, welchem Zweck einstmals solch ein Flößgraben diene. Wer von uns kennt nicht den wundervoll am Berghang angelegten grünen Graben, der sich von Kühnhaide aus nach Bockau erstreckt, wer kennt nicht den Weg am Flößgraben des Bohlbergs usw.? All diese Gräben sind Zeugen eines eingegangenen Gewerbes in unserem Erzgebirge. Hermann Schlosser weiß von dieser Holzflößerei unseren Lesern sehr interessant zu erzählen. Vor hundert und mehr Jahren, so wird berichtet, zu einer Zeit also, wo keine Eisenbahnen unser

Vaterland durchzogen, keine Güterzüge Rohprodukte und Waren von einer Gegend in die andere beförderten, benutzte man das fließende Wasser als Transportmittel für das Holz, das im Gebirge im Ueberflusse wuchs. Das Gewerbe, das sich mit dem Befördern des Holzes befaßte, ist bekannt unter dem Namen Holzflößerei. Diese gehört zwar in der Geschichte des Erzgebirges und des Vogtlandes der Vergangenheit an, dennoch ist es reizvoll, sich ihrer zu erinnern. Unter den Flüssen und Bächen, in denen früher gefloßt wurde, steht die Zwickauer Mulde obenan.

Einer ihrer Quellflüsse, die weiße Mulde, entspringt im Tannenhäuser Revier bei Kottenheide, sie bildet in ihrem Oberlauf ein bescheidenes Bächlein, das nur wenig Wasser in seinem Rinnsal hat. Verschiedene andere Wasserlein vereinigen sich mit ihm und tragen dazu bei, das Kraftbewußtsein des jungen Gesellen zu stärken, der unterhalb des genannten Dörfleins einen größeren Teich passiert. Ein Häuschen, zu dem ein Steg aus rohen Baumstämmen hinüberführte, ragte nahe am Damm aus dem Wasser. In diesem befanden sich die Schützen, mächtige viereckige Stämme, welche die riesigen Ausflußröhren des Teiches unten abschlossen. Derartige Teiche, die als Sammelbecken des Wassers dem Zweck der Flößerei dienten, finden sich allenthalben in dortiger Gegend; einige sind heute noch gespannt und dienen der Forellenzucht.

Im Winter ruhte die Holzflößerei. Man benutzte diese Jahreszeit dazu, das Flößholz anzufahren. Aus den Baumstämmen schnitten damals die Holzhauer kein Langholz — solches konnte in den seichten Wasserbahnen nicht gefloßt werden — sondern zwei Ellen lange Knüppel, die in Scheite gespalten und zu Klastersößen aufgeschichtet wurden. Die Waldarbeiter erhielten, wie mir ein alter Holzhauer erzählte, für jede Klastersöße eine Extravergütung von einem Neugroschen. Wer Zugvieh hatte, der fuhr im Winter Flößholz; das vom Anfuhrplatz weniger weit entfernte wurde wohl auch mit

Handschlitten herbeigezogen. Der Verdienst der Fuhrleute war gering; es galt ihnen darum für selbstverständlich, soviel Holz mitnehmen zu dürfen, als sie zum eigenen Gebrauch benötigten.

Wenn im Frühling die Schneeschmelze im Gange war und die Bäche anschwellen, war der Zeitpunkt für den Anfang der Flößerei gekommen. Unten am Teichdamm, wo die Ausflußröhren mündeten, warfen Arbeiter eine große Menge von Scheiten in das Bett des Baches. Burden nun die Schützen in dem Häuschen in die Höhe gezogen, so stürzte das Wasser mit großer Gewalt aus den Röhren heraus. Es nahm das Holz auf seinen Rücken und trug es mit sich fort. Auf dem getretenen Steig, der am Bache hinführte, gingen Männer mit langen Stangen; sie machten das Holz los, wenn es anstieß oder hängen blieb. Das Holz schwamm weit fort, oft bis nach Leipzig, wo es in Empfang genommen und am „Flößplatz“ aufgestapelt wurde. Daß manches Scheit nicht an seinen Bestimmungsort kam, ist nur zu wahrscheinlich, fiel aber auch nicht schwer ins Gewicht, da früher das Holz einen geringen Wert hatte. Immerhin war das Stehlen von Holz aus dem Wasser streng verboten, wie folgender Artikel einer alten Verordnung zeigt: „Die Diebe des Flößholzes

Arzgebarg - Hamitland!

Mit dir bie iech eng verwandt,
Im Arzgebarg bie iech gebor'n,
un dorten bie ah gruß iech worn,
un in dr Mutterprouch su traut
hob iech gefah't men'n erschten Laut,
un offn Hamitbuden facht
hob iech men erschten Schritt gemacht.
Mei Hamitland, ans Herz gewachsen bist du mir,
un iech, iech dank men guten Gott d'für,
doß ar mir hot e su e schiene Hamit gabn.
Mei Arzgebarg, du bist mei ganzes Labn!

Arzgebarg — Hamitland!
Mit dir bie iech eng verwandt,
Du bist stets mei Stolz, mei Getüd,
in dr Fremd denk iech an dich z'erüd.
Hamitbuden, heiligs Gut,
liegt mir ewig in men Blut.
Dir, mei Hamit, bleib iech frei,
labn will iech dir feisch un frei.
Mei Arzgebarg, mei alles off dr Wolf,
wor mei Ahn schu hot bebaut sei Fald,
dortn tu aa iech nu labn.
In men Arzgebarg bie iech drham.

Arzgebarg — Hamitland!
Mit dir bie iech eng verwandt,
Mei Hamitland, wie schie bist du,
mei Arzgebarg, du machst mich fruh.
Sah iech ins Tal no von en Barg,
un jubelt in dr Luft de Larch,
do lacht mei Herz, voll is de Brust,
do sing iech mit dr Larch die Luft,
un do orgah iech jedn Schmerz,
do blied iech dankbar himmelwärts,
un tu Goki danken für sei gruße Güt'
un bist, doß ar mei Hamit mir behüt. M. K.

pflegen härfter bestraft zu werden als die anderen Holzdiebe, indem sie wegen der grossen Gelegenheit zum Stehlen, insonderheit bei Scheiterholz, da die Scheiter bei Tag und Nacht auf dem Strom oder Floßgraben fortzuschwimmen pflegen, frequenter sind. Bisweilen wird die Entwendung einiger Scheiter mit etlichen Gulden bestraft." Die Floßer standen, wie aus folgender Bestimmung des „Floßrechts“ (jus grutiae) hervorgeht, mitunter in Frondiensten: „Wenn die Untertanen zu den Floßdiensten wie in Sachsen pflichtig sind, müssen sie sich ordentlicher Weise selbst dabei beköstigen; doch pflegt man ihnen, weil das Wasser zu sehr zehrt, der Gewohnheit nach etwas zu reichen.“ In Wiesenburg bei Zwickau war das Floßamt. Dort waltete der Floßamtmann, der die Oberaufsicht führte, das Holzfahren verdingte und das angeschwommene Holz in den Städten versteigerte. Der letzte Verwalter dieses Amtes, der oft im oberen Vogtlande weilte und dessen sich ältere Leute noch entsinnen können, hieß Pappermann.

Außer den Flüssen und Bächen dienten der Holzflößerei noch eigens dazu angelegte künstliche Wasserbahnen, die Triften oder Floßgräben, wie man solche im Erzgebirge und im Vogtland noch erhalten sehen kann. Der in Touristenkreisen wohlbekannte Floßgraben, der oberhalb Aue von der Zwickauer Mulde abzweigt, hatte die Aufgabe, die Schneeberger Hüttenanlagen mit Holz zu versorgen. Ein anderer Graben verband die Mulde mit der Gölsch; er bot die Möglichkeit, Holz aus dem Schöner Walde hinüber in die Elster zu flößen. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß dieser zwei Flüsse miteinander verbindende Kanal noch besteht. Er begleitet die vom Dorf nach dem Bahnhof Mul-



Holzflößer.
(Photo: Felix Schiewick-Buchholz.)

denberg führende Straße, später die Bahn nach Falkenstein, und verstärkt heute noch die Wasserkraft der Gölsch. Von der neuen Talsperre läßt sich ein Floßgraben, der fast allenthalben verwachsen, aber noch deutlich zu erkennen ist, verfolgen über die Wasserscheide zwischen Mulde und Zwota hinweg an den Südhängen des Brunndöbraer Reviers hin bis zum Floßteich bei Georgenthal. Was uns an diesem auffällt, ist seine ansehnliche Breite und Tiefe. Die Uferwand nach der Talseite ist aus Quadersteinen errichtet. Welche Mühe mag es gekostet haben, das Baumaterial auf den schlechten Waldwegen an seinen Bestimmungsort zu bringen! Welche Mühe und Kosten mag das Auswerfen und Mauern der Kanäle verursacht haben! Eine solche Anlage bildet ein Denkmal früheren Fleißes, einstiger Tatkraft. Ohne Rivellierungswerkzeuge haben es die Alten verstanden, Wasser aus einem Tal ins andere zu leiten und dabei Höhenzüge zu überwinden, die unüberwindbar erscheinen. Alle Achtung vor ihren Leistungen!

Die Holzflößerei war staatlich. Vater August, der den größten Teil der vogtländischen Wälder kaufte und einen geregelten Forstbetrieb einführte, hat die Floßgräben anlegen lassen, um das Holz vorteilhaft verwerten zu können. Ueber drei Jahrhunderte hat die Flößerei, diese einfachste Art der Holzbeförderung, in Blüte gestanden, ein Zeichen, daß sie sich bewährt hat.

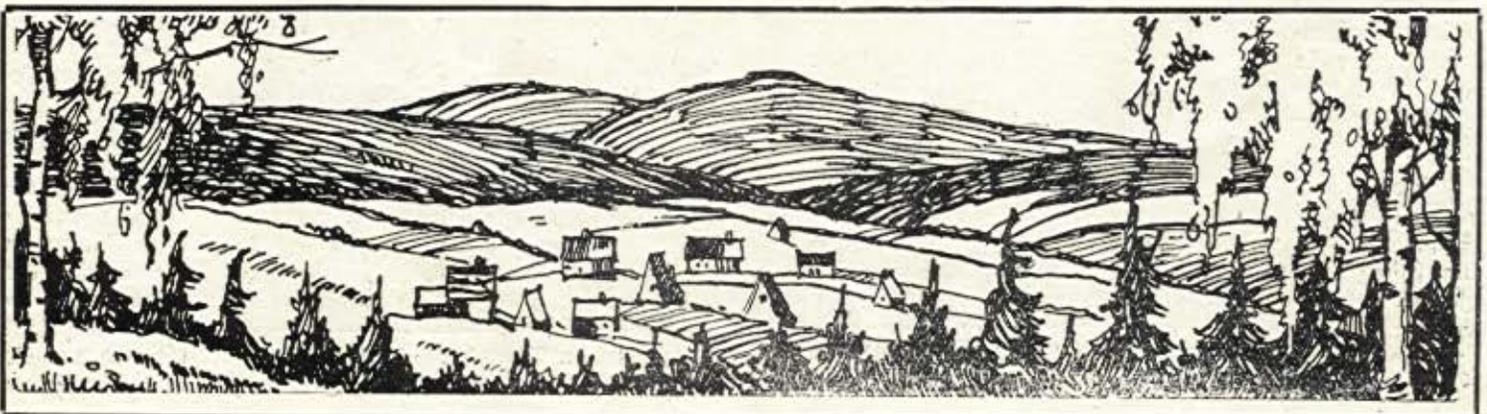


Erzgebirgische Holzackerbuben.



Wenn dir einmal ein Glück am Wege blüht, versäume nie, es schnell zu pflücken, denn nur, wer rasch das Gute sieht, dem wird sein Lebensziel auch glücken.

Walter Findeisen.



Ann-Christin liebt nur einmal Roman von Susi Teußner

(24. Fortsetzung.)

„Der Primaner Rolf bekam das Geld von seinen Eltern, mit denen du gar nichts zu tun hattest, während ich es mir selbst verdiene, und da ich außerdem dein zukünftiger Mann bin, habe ich wohl das Recht dazu, deine Tasse Kaffee zu bezahlen. Im übrigen begreife ich schließlich, daß du vor unserer Hochzeit noch in den Arbeitsdienst gehen willst — bloß ich hab dich nun mal so lieb, daß ich dich bald meine Frau nennen will. Aber das verstehst du wohl nicht?“

„Nein, wirklich nicht, Ernst. Lieben heißt für mich, daß man reif wird, daß man eine Persönlichkeit für sich wird, um eines anderen willen. Dann erst kann man sich vereinen, aufgeben, hingeben. Vorher wäre es nur eine Vereinigung von Unfertigen, ja Ungeordneten. Du brauchst mir darauf gar nicht zu antworten. Man kann darauf erwidern, daß man auch aneinander zur Persönlichkeit werden kann, daß die Frau überhaupt nicht in dem Maße Persönlichkeit sein darf usw. Ich habe jedenfalls den anderen Standpunkt, und damit mußt du dich abfinden. Gerade so wie mit dem Arbeitsdienstlager. Als die ersten Nachrichten in den deutschen Zeitungen davon in Rio auftauchten, habe ich mir sofort glühend gewünscht, diese Gemeinschaft der Arbeit am eigenen Leibe kennenzulernen. Also kannst du dich darauf verlassen, daß ich mich sofort melde, sowie wir in Berlin eingetroffen sind.“

„Sollst du ja auch“. Decken blies unmerkbar die Luft durch die Nase. „Aber jetzt wollen wir ins Abteil zurück.“

„Nein, Ernst, bitte, bleib noch einen Augenblick“, sie hielt ihn an der Jacke fest. „Im Abteil können so viele Leute zuhören, und ich möchte dir noch was Wichtigeres sagen als über Bratkartoffeln, das Wetter, Klavierspielen oder Schweizer Käse.“

„Und — mein Lorekind?“ Der Mann setzte sich wieder. Die blauen, die tiefblauen Augen von ihr waren so wunderschön, daß er, wenn sie ihn bit-tend ansah, allen Groß und Aerger vergaß.

„Du weißt, ich bin aus Prinzipien zusammen-gesetzt“, fing sie langsam an.

„Du gibst dir Mühe, aus Prin-zipien zusam-mengesetzt zu sein“, warf der Mann ein. „Die werden mit der Zeit auch noch ins Wanken kommen.“

Lore zuckte die Achseln und ihr Blick wurde wieder hart und eiskalt wie Bergseen. „Ich habe vorhin gesehen, wie du diese kleinen schwarzen Frau nachgucktest. Und das wollte ich dir sagen: Auch darin kenne ich keine Kompromisse.“

Die Worte kamen wie Maschinengewehrfeuer. Ernst dachte: Wie anders war doch Ann-Christin gewesen! Trotzdem war die Lore ein fabelhafter Kerl. Ernst von Decken hatte sie sogar mehr und mehr schätzen gelernt. Aber es war manchmal so, als wären sie in einer großen Wohnung zusammen, hatten auch Sehnsucht, zueinander zu kommen, aber riesig große Zimmer voll verschiedenen Erlebens trennten sie — Jahre — Gene-rationen.

„Ich glaube, du hast mehr in meinen Blick hineingesehen als drin lag“, begann Ernst von Decken vorsichtig. „Ich dachte nur — so schwarzes Haar habe ich außer bei Ann-Christin noch nie gesehen.“

Lore guckte auf ihre Hand. Sie ließ die Finger einzeln auf den Tisch schlagen, die Muskeln und Adern spielten auf ihrem Handrücken. „Ich glaube, du liebst deine ehemalige Frau immer noch.“

„Du wirst lachen, ich habe sie nie geliebt — aber gerade darum war ich wohl ziemlich glücklich mit ihr.“

Lore ließ jetzt nur den Mittelfinger auf den Tisch klopfen. „Du bist ein alter Zyniker. Und jetzt wollen wir doch in unser Abteil gehen.“

Ernst von Decken schwieg. Er war eigentlich froh, daß er nicht weiter zu antworten brauchte.

Um 5.35 Uhr nachmittags fuhr der Hamburger Zug auf dem Behrter Bahnhof ein. Karthesius und Vizzy, Ernst von Decken und Lore Buchhöfer kamen in Berlin an.

Ein paar Wochen der Ruhe waren für Ann-Christin vergan-gen, seit sie Schutz im Hause Gronert gesucht hatte. Die Näch-te, in denen sie vor dem Mor-zenndämmern auf-wachte, wurden seltener. Sie sah keine bleichen Finger mehr an den Vorhängen entlang schleichen und sie zum Er-zittern bringen. Sie sah keine dü-steren Schatten mehr in schwar-zen phantasti-schen Formen in die Winkel des Zimmers kri-chen und dort niederkauern. Es wurde auch am



Wälzer . . . Das Ballett des Deutschen Opernhauses, Berlin, bei der Generalprobe für das Sommer-fest auf der Pfaueninsel zu Ehren der Internationalen Handelskammer. (Pressphoto, Zander-K.)

Tag immer seltener, daß Ann-Christin fürchtete, Karthäsius oder einer seiner Helfer lauerten ihr auf. Aber sie mochte doch nicht in ihre Wohnung zurück. Einmal am Tag kam die alte Marie und brachte die Post, die dort eingetroffen war. Und eines Tages brachte sie die gerichtliche Vorladung wegen Fundunterschlagung zum 15. Dezember.

Sechs Wochen waren es noch bis dahin, sechs schreckliche Wochen!

Als Ann-Christin das Formular in den Händen hielt, froh wieder eine große Angst in ihr hoch. Dagegen gab es keine Flucht und keine Zuflucht, das mußte sie im Leben allein bestehen.

Das Papier entfiel ihren Fingern, es flatterte auf den Teppich und raschelte dabei leise. Ann-Christin setzte sich auf den ihr zunächst stehenden Stuhl und vergrub ihr Gesicht in den Händen, als sei sie dadurch geschützt. Sie hatte vergessen, daß die alte Marie noch im Zimmer war, sie überhörte das Anklopfen. Die junge Inge stand im Zimmer. Sie wollte auf Ann-Christin zustürzen, aber sie hielt inne im Schritt. Dann wandte sie sich zur Marie, die dunkel, klein und bescheiden in einer Ecke saß. Sie machte eine fragende Bewegung mit der Schultern, die Marie antwortete nicht. Als aber das junge Mädchen plötzlich das Briefformular auf der Erde sah, darauf zutrau, es aufheben wollte, da war das alte Mädchen flink wie ein Wiesel dazwischen gesprungen und hatte das Schreiben an sich gerissen. Auf der glatten Stirn der jungen Inge zeigten sich bitterböse Falten, sie wollte schon den Mund zu einem häßlichen Wort aufmachen, da hob Ann-Christin den Kopf: „Ingelein, du — komm, bring' mich hin. Ich habe ja jetzt wohl eine Stunde zu gehen in der Fasanenstraße.“ Ihr Blick fiel auf Marie. „Und du, du gute Seele, wirst langsam die kleine Wohnung richten, ich werde heimkommen.“

„Aber Ann-Christin, nein, das ist doch nicht wahr“, Inge war ganz aufgeregt und guckte von einer zur anderen, „nun bist du mir endlich eine große Schwester geworden und wir haben doch so schön zusammengeliebt, und nun willst du weg. Nein, nein — das gib's nicht, das muß ich gleich der Mutti sagen.“ Sie stürzte hinaus.

Die junge Frau lächelte glücklich hinter ihr her: „Sag, Marie, ist das nicht schön, wenn man so liebgehabt wird. Und wenn ich mit Gefängnis bestraft werde — diese Menschen hier, in diesem Hause werden mich weiter liebhaben. Fertig werden muß ich natürlich allein damit, aber ich werde es jetzt schon schaffen.“

Die alte Marie nickte einverstanden. Sie begriff zwar nicht recht, weshalb ihre Ann-Christin Gefängnis kriegen sollte, sie begriff alles in den letzten Wochen nicht ganz genau, aber das war auch gar nicht nötig. In den 68 Jahren ihres Lebens hatte sie gelernt, daß es irgendwie im Leben immer weitergeht, daß es mal besser und mal schlechter geht, aber es geht weiter.

Erstmals ging es jetzt so weiter, daß Ann-Christin doch noch

im Hause Bronert blieb. Inge war zur Mutter gelaufen: „Mütterlein, die Ann-Christin will wieder nach Hause, sie hat irgend ein Schreiben bekommen, und da hat sie der Marie gesagt, sie solle wieder ihre Wohnung herrichten, und das kommt doch gar nicht in Frage, nicht wahr, Mütterlein?“

Mutter Bronert strich dem Töchterchen über den Kopf. Damals, am ersten Nachmittage, als Frau von Decken hier ihren Einzug gehalten hatte, sagte die Mutter zur jungen Inge: „Du bist mir lieber, tüchtiger, kleiner Kerl. Wenn wir beide einmal schön Zeit haben, wenn wir uns wieder einmal eine ganz traumliche Stunde für uns allein machen, erzähle ich dir ausführlich, was Ann-Christin von Decken begegnet ist, daß sie bei uns ein Zuhause suchte. Jetzt mußt du mir erst mal helfen, daß sie dieses Zuhause wirklich findet.“



Übung der Gebirgspioniere. Auf dem Übungsgelände der Mittenwalder Kaserne fand eine Übung der Gebirgspioniere des Standortes Mittenwald statt. Hier schlagen Pioniere eine Blockbrücke über die schäumende Isar. (Weltbild, Zander-K.)

Inge hatte redlich geholfen, aber zu einem traumlichen, ruhigen Stündlein war es in-julischen nicht gekommen. Frau Bronert hatte keine Zeit gefunden, denn sie wußte immer noch nicht recht, wie sie einem jungen Menschenkind von rund 18 Jahren die seelische und — als Folge davon auch die charakterliche Unordnung in einer Frau von Anfangdreißigklar machen sollte, und Inge ihrerseits hatte keine

Aufklärung verlangt. Ihr Vertrauen zur Mutter war unbeschreiblich, und da wartete sie eben, bis sie gerufen wurde. Außerdem war sie auch so beglückt von ihrer Aufgabe, der so viel älteren Frau von Decken eine treue Freundin zu werden, daß sie sich möglichst von morgens bis abends in der Nähe Anna-Christins aufhielt.

Und Ann-Christin war froh, immer jemand zur Begleitung zu haben — teils dieserhalb, teils außerdem. Teils, weil sie das scheußliche Gefühl, verfolgt zu werden, dadurch schneller überwand, teils auch weil sie Angst hatte, mit ihrem wehen Herzen und mutlosen Gedanken allein zu sein.

Jetzt glaubte sie sich wieder stark genug zum Alleinsein. Trotzdem — es war nicht viel Ueberrebung nötig, bis sie sagte: „Ich danke Ihnen und — ich bleib' noch.“

Es blieb also dabei, daß Ann-Christin und Inge wie zwei zärtliche Schwestern weiterhin alles zusammen unternahmen, was nur sein konnte. Sie gingen zusammen einkaufen, sie gingen ins Museum, zum Vortrag, ins Café, auch in eine Tanzdiele, sie lernten zusammen Sprachen, sie ließen sich gemeinsam den Hof machen, sie gingen mit Polizeileutnant Walter zu dritt aus und auch mit anderen Bekannten.

Bis eines Tages für Ann-Christin das Telephon klingelte und sie allein eine Verabredung traf. Im ersten Augenblick war Ann-Christin trunken vor Glück, als eine Stimme aus der Hörmuschel kam, die da sagte: „Guten Tag, liebe Ann-Christin.“

Weil Ann-Christin nicht gleich antwortete, sprach die Stimme weiter: „Hier ist Ernst von Decken.“

(Fortsetzung folgt.)

Bärenstein, Böhlberg und Scheibenberg

Von Dr. J. Süß, Leipzig.

Wer das Erzgebirge durchwandert hat, kennt auch die drei großen Bruderberge Bärenstein, Böhlberg und Scheibenberg, die weit ins sächsische Land hineinschauen. Brüder sind sie nicht nur für den Laien durch ihre gleiche Form, sondern auch für den Geologen durch ihre gleiche und ungefähr gleichzeitige Entstehung. An ihnen wollen wir heute ein Stück aus der geologischen Vergangenheit des Erzgebirges studieren; sie können uns lehren, wie der Geologe aus geringfügig scheinenden Merkmalen weittragende Schlüsse zieht.

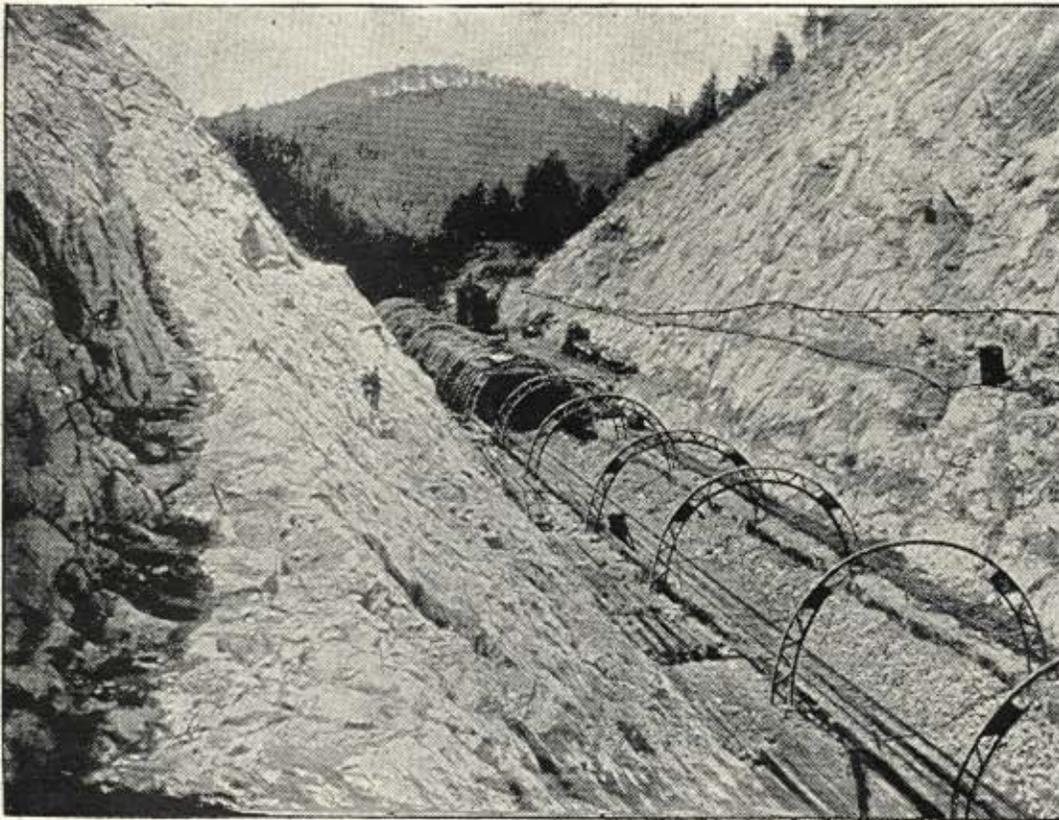
Die drei riesigen Grabhügeln gleichenden Berge bestehen in ihrem oberen Teil aus Basalt; die senkrechte Säulenstellung kennzeichnet sie für den Kundigen als Reste ehemaliger Lavaströme. Unter dem Basalt finden wir bei den genannten drei Bergen Ablagerungen von Flußsand.

Diese ohne weiteres sichtbaren Tatsachen lassen vor unserem Auge ein Landschaftsbild entstehen, das von dem heutigen gänzlich verschieden ist. Ein Lavastrom wird natürlich im Tale fließen. Wir müssen uns darum vorstellen, daß der Höhenrücken zwischen S e h m a und B ö h l a, die damals beide noch nicht existierten, einst die Sohle eines Tales gewesen ist, das von einem größeren Flusse durchflutet wurde. Weit von Süden her brachte das Wasser Trümmer von Gesteinen mit, aber auf dem weiten Wege sind von den mitgeführten Gesteinen fast nur die harten Quarze übriggeblieben, und auch sie haben ihre Ecken und Kanten verloren und sind mehr oder minder abgerundet worden. Das zeigen uns die mächtigen Schichten von Riesen und Sanden, die in der sonst sandarmen Gegend für den Abbau willkommenes Material bieten. Der vom Wasser zurückgelegte Weg ist jedenfalls länger als die Entfernung des Böhlberges oder Scheibenberges vom Kamme des Gebirges. Die ganze Westhälfte Sachsens war damals eine weite, gegen Norden nur wenig geneigte Ebene, die sich ohne Unterbrechung nach Böhmen hinein fortsetzte, und durch die, tief aus dem Innern Böhmens kommend, Flüsse ihren Lauf nahmen. Ein wenn auch nur einmaliger Fund von Pflanzenresten oligozänen Alters in den Sanden des Bärensteins vervollständigt die geologischen Merkmale

und sagt uns, daß das eben skizzierte Landschaftsbild in das Oligozän, eine Unterabteilung der Tertiärzeit, gehört.

Doch dieses Bild bleibt nicht bestehen. In der Tertiärzeit erfolgten in Europa gewaltige tektonische Störungen, die im Süden die Kette der Alpen auffalteten, und die im Gebiete der deutschen Mittelgebirge große Brüche und Verwerfungen veranlaßten. So entstand auch der Spaltenzug von Eger und Franzensbad bis nach Bodenbach an der Elbe; der nördliche Schichtenkomplex wurde einseitig gehoben, so daß seine Oberfläche jetzt steiler nach Norden geneigt war als erst; der südliche, böhmische Teil senkte sich. Dadurch wurde der Steilabsturz des Erzgebirges nach Süden bedingt, dadurch wurde das Erzgebirge überhaupt erst ein Gebirge im geographischen Sinne, und dadurch wurde auch den vom Süden kommenden Flüssen ein unüberwindliches Hindernis entgegengestellt. Das Wasser suchte im Laufe der Eger und Biela einen Ausweg nach Osten, nach der Elbe zu. Mit der tektonischen Verschiebung ging vulkanische Tätigkeit hand in Hand, welche die vulkanischen Gebilde des Duppauer Gebirges und des böhmischen Mittelgebirges schuf, die einzelne Ausläufer auch nach Sachsen herein und als besonders auffallende Beispiele unter den Basalten und Phonolithen an Sachsens Südgrenze unsere drei Basaltberge entstehen ließ. Als lebendige Zeugen für die ausklingende vulkanische Tätigkeit müssen die heißen Quellen und die Sauerlinge Nordböhmens gelten.

Noch waren Bärenstein, Böhlberg und Scheibenberg Lavaströme im Tale, die die Flußsande unter sich begraben haben und erstarrt sind. Aber an dem neugebildeten Gebirge setzte die Tätigkeit der zerstörenden Kräfte der Natur ein. Das Wasser führte fort, was durch Pflanzenwuchs, Frost und Sonnenbestrahlung, Regen und Wind gelockert wurde. Das frische Basaltgestein bot dem fortgesetzten Angriff mehr Widerstand als andere Gesteine und blieb als Berg stehen, während rechts und links in die geneigte Hochfläche des Gebirges im langen Laufe der Zeit — es sind unbestritten Millionen von Jahren zu dieser Riesenarbeit im Haushalt der Natur erforderlich gewesen — die Flußtäler eingegraben wurden, die jetzt mit ihrer malerischen Schönheit den Wanderer in unser Gebirge locken.



Der größte Bergdurchstich Europas

Im Waldenburger Kohlenrevier in Schlesien wird an dem größten Bergdurchstich Europas gearbeitet: der 274 Meter lange „Schönhuter Tunnel“, der unter einem 600 Meter hohen Bergattel hindurchführt, war seit Jahrzehnten schon durch den Kohlenabbau unmittelbar unter der Tunnelanlage gefährdet. Riesige Risse und Felsstürze zogen die Strecke in Mitleidenschaft. Der einzige Ausweg aus dieser ständig drohenden Gefahr war schließlich das Projekt, das Waldenburger Gebirge an dieser Stelle abzutragen und die Züge, anstatt durch einen Tunnel, durch eine tiefe Felschneise fahren zu lassen. — Unser Bild zeigt den Abbruch des letzten Teils des Schönhuter Tunnels. (Weltbild, Zander-R.)

(Handwritten signature)

Nooch'n Heierohnd

Dr elegante Freier.

Von Walter Schimm, Chemnitz.

's is wärschens esu, wos Leit, die durch besonnere Umstände en e sei bissef Glück ze wos gekomme sei, eitel ergassen, wuhar se stamme un menn's ne mol aufgerührt ward, suchsteifelswid warn könne. Von dare Sorte Menschen war dr Saft-Arnst, dar durch en gutgiehendn Butterhannel e schien's paar Taler off's Trockne gebracht hatt un nu im Dorf als äner dr „warmfigendn“ Einwohner galt. Nu is ober a immer esu, doß in jeder Familie e Päckel Sorgen sich auftürmt, die se net fruh warn läßt. Ven Saft-Arnst war dos de änzige Maad, de Gretel, für dar im Dorf kä passender Kerl sei wollt. An jeden war wos auszesehen, un weil nu dr Vater mit sen Gald eitel prahln tat, mußt's abn a wos besser'ich sei, dar dos Gumpferle mol freie durst.

Ohwuhl de Gretel gar net su huch naus wollt, ober ihre Leit taten ihr tüchtig eihäzen un hobn se ganz erwärtt gemacht. Bal' alle Tog wurn alte Sprichwörter ausgegrob'n un jun Gehör dr Gretel virgepredigt, su saht dr Arnst egal: „Gut gefrühstückt spürt mr ne ganzn Tog, gut geschlackt't, 's ganze Gahr, gut geheirat't, 's ganze Labn!“ Un de Mutter mähet: „Gretel, ick sog dir'ich in Guten: „Wie mr sich bett't, ju schließt mr!““ Un weil nu de Gretel alle die Ratschläg net befolget un mit alle Dorfbossen ihren Spah machet, mußt off emol de Maad in de Stadt 's Wirtschaftliche lerne, domit se aus'n Dorf föder kam.

's dauret a net lang, do hatt 's Gretel in dr Stadt en schneidign Kavelier kenne gelernt, dar 'r nu mit allerhand Schmuherei ne Kopp ordrehet. Gesah't hot'r, ar wär offn Bericht Sekretär, un sei Vater hätt in Pommern e gruf Rittergut, dos ar emol arbn tät. Dos alles hatt nu 's Gretel bei ihren ersten Besuch drham ihren Leiten drzöhlt. Dos schien de richtige Partie ze sei, ju wenigstens gob dr Vater ze pröfiche, un de Mutter sog schie im Geist de Villa, wu mol ihre Maad drinne wuhne wür. Also gegu dar Liebschaft gobs wetter gar tä Etwending. Un dr Vater saht zur Gretel: „Wenn de dan Kerl gut bist un fast ne leiden, brängst ne 's nächste Mol miet off Besuch.“ Nu dos Bunnertier hot 's Dorf net ze sahe gekriegt, nämlich dr Hans, ju hieß dr Schamsfrich von dr Gretel, is kurz vir Pjüngsten naus an dr Ostsee orseth worn, su wenigstens hatt'r drzöhlt. Ober ar hatt de Gretel eingeloden, im Sommer ihre Ferien am See ze urlabn, un ar tät nocherts a gelei' seine namme, un do wär'n se a wieder paar Wochen beisamm. De Gretel hot nu ihren Leiten dos alles raht schie drzöhlt, un wos tät mr dä ju 'ner reichen Heirat wagn net alles mögliche machen, dr Maad ihr Wunsch ging in Erfüllung. Mit'n letzten Mai hatt se ihre Stelling in dr Stadt ausgegahn un konnt's nu gar net drwarten, doß dr Juli rahtam, wu is Wiedersehe mit ihren Hans in en Ostseebad gefeiert warn sollt. De Schneidern hot müssen zwä schiene Sommerkläder machen, in Nachbarstadt mur de beste Bodausrüstung in en grußen Geschäft kaast, kurz un gut, 's durst an Nicht fahln — im Gegntäl, mr mußt doch zeign, doß mr net von ganz uhne war.

Su wur nu viel von dr Ferienräf' geredt un allerhand Verhaltensmaßregeln bleiet dr Arnst seiner Maad ei, bis nu endlich dr Montag fruh ra war, wu dr Saft-Lob un sei Fraa mit'n Landauer is Gretel mit zwä grußen Koffern nei nooch dr Stadt off'n Bah'huf schafsehn. Dos war ne Begabnhät' off'n Bah'huf un e Abschied — obr de Gretel fuhr doch ihren Glück entgegen un do brauchet mr kä Angst ze hobn.

Bis Berlin war alles gut gange mit dr Gretel ihrer Räf': wenn mr net su talkig austritt un lieber mol meh' wie ze wenig frägt, ju hatt dr Vater a gesah't, sigt mr sich überol durch. Un mr mußt sogn, dr Gretel merket mr a nett a, doß se ubn aus'n Erzgebirg war un is Hubit lieb eh'r off'r „Dame“ aus dr Stadt schliefen. Im Schnellzug Berlin—Stettin soß im Kupee bei dr Gretel a e feiner, schiener, gunger Kerl miet drinne, dar dan Freilein aus'n Sachsenland allerhand Krachstühle machet un ne Bildung hatt, wumiet mr de Weibsen ju richtig eisäßen konnt. Wie sich nocherts rausstellet, doß dar Grufstädter a gerode in dan Bod machet un a gerode in dansalbn Kurhaus e'logiern wollt, wu de Gretel sich mit ihren Hans traffen wollt, wur dr Dicksur labhafter. Wittendrinne tat ar sich dr Gretel als Herr von Goldregn, Bankdirektor, virstellen un tat wetter verrotten, doß sei Vater in Berlin äne dr größtn Banken besitzten tat. Dr Gretel schlug is Herz zwämol höher un süßlet sich geehrt, nahn en setten grußen Dingerich ze sizen. Debs nu Zerückhaltung oder Schüchternhät war, doß

dos Freilein net off dan ganzen Leim hoppet, dan ar bis zur Endstation virschwastet, hot dan Städter ewing aus dr Fassing gebracht

Bissef drstaunt war de Gretel, wie se aus'n Zug ausgestiegn war un sich kä Hans sahe lieb, un noch enttäuscht war se, wie in dan Hotel sich wieder kä Breitigam sahe lieb, vielleicht kam'r noch, für's erste war se ja geborn. Ober dr Hans kam net un hot sich a nimmer sahe lossen, dodrfür war dr Berliner do. Erst wollt ja de Gretel gelei' wieder ehämsfahrn, oder wie 'r dar Herr von Goldregn doas nausgeschmissene Gald für dar weiten Räf' virhalten tat, kam se a ze dan Entschluß un blieb abn de vier Wochen allä im Bad. Die prugelichte Liebschaft nuket nu dar Berliner aus un tat se eitelfort jun Boden, ze Dampfersfahrten un jun Tanzen eiioden. Nu, de Gretel hot's mietgenomme un bei ner Dampfersfahrt nooch dr Insel Rügen machet dr Herr von Goldregn dr Gretel gegnüber sette A'deitinge, wie: „Das Junggefelleneben, noch dazu in Berlin, bekommt man jun Ueberdruf — und wenn ich einmal das richtige Mädel finde, dann wird aber flott geheiratet —“ un dodrbei hatt ar dr Gretel nei in de Aagn geguckt, un die wieder hatt en feieruten Kopp nagekriegt un sig nunner offn Wasser geguckt. Ihe wollt se erst emol ne Hans ergassen, eh se schie wieder ne neue Liebschaft a fange wollt.

Ohm's hot sich de Gretel hiegehezt un ehäm en lange Brief geschriebe, dar a de neue Bekannthschaft ausführlich berichtn tat, un zelegt hot se ihren Vater gebaten, doch mol lieber harzekomme, un sich dan Herrn von Goldregn aegucken. 's vrginge paar Tog eh' de Antwort kam, obr dr Arnst mußt erst e Aushief alerne, nocherts wollt 'r se aus'n Bod ohuln, un dodrbei dan Kerl miet agucken.

In dr zwäten Woch machet ne Sonnohmdohnd 's Hotel, wu de Gretel wuhnet, en grußen Hausball. Natürlisch hatt se dr Berliner Bankdirektor eingeloden, do mietgemachen un drbei e grufes Blumenbuket mietgeschickt. De Gretel hot a die Et'lobing agenomme un ne Ball mietgemacht. 's war schie weit über dr Mitternacht naus, do fröget dr Bankdirektor de Gretel ju nabnbei: „Wo bewahren Sie denn den vielen Schmu, den Sie heute tragen, auf?“ De Gretel berichtet nu, doß se die ganzen A'denken in ihr'n Koffer eischießen tät, wurauf dar Berliner vom Stuhl in de Höb' hoppet un saht: „So ein Leichtsinn!“ Am annern Tog hot dr Herr von Goldregn a de Schmuksachn un 200 Mark Gald abgehult un dr Gretel en Zettel wiedergebracht, wurauf stand, doß dos Zeig abgegahn war. Ze mittig hobn die zwä Beeden noch zesamm gegassen un hobn für ohm's Bestellung ausgemacht.

Wie de Gretel ohm's an dan Tisch im Hotel sich nasetet, wu se sich traffen wollten, gob dr Kellner ihr en Brief. Se bedanket sich freindlich un riß dorau' 's Kuwert auf un las ne Brief. Drinne stand, doß ar ganz dringlich nooch Berlin zerück mußt un in zwä Togn wieder do sei wollt. So sollt ne nār trei bleibn. Naja, bei setten Leiten konnt dos virkomme, doß se sig mol in Galdsachn gebraucht wurn, un de Gretel is drauf u'besorgt jun Feierwart gange, dos dan Ohnd ogebrannt wur. Ohwuhl se sumos noch nei in ihren Labn gefahe hatt, kam se net richtig in Stimming, ihre Gedanken weilten abn ben Herrn von Goldregn.

Nooch drei Togn, dr Berliner Bankdirektor hatt sich noch net wieder eigefunden, un de Gretel lauret ju sehnsüchtig drauf, kündiget de Kurverwalling für'n Ohnd e grufes Strandsaft a. Do de Gretel sich dos Fast mol agucken wollt, brauchet se ihren Schmu un ging nooch'n Affen ins Hotelbüro, um sich ne gabn ze lossen. Ober net kä erschroß de Gretel, wie dar Ma saht, off'n Name Gretel Saft wär gar nicht hinnerlegt; un dar Schein müßt gefällt sei. Ihe fiel de Gretel um un mit en Fläschtrampf wur se in ihren Zimmer getrogn un in Bett neigebett't. Dr Hoteldirekt'r gähet sofort e Telegramm nooch Berlin ans Polizeipräsidium un ließ afrögn, wu dr Bankier von Goldregn wuhnet. Ne Weil drauf kam dr Bescheid zerück, doß e Bankier von Goldregn in Berlin überhaupt net egzistieret un dos Freilein en Schwindler in de Hand gefalln sei müßt.

Ne annern Tog war ohm's a schie dr Saft-Arnst do, obr ne Schmu un 's Gald konnt ar halt a net wieder herbeischaffen. Geteicht is dr grufhauswollende Arnst mit seiner Gretel zwä Tog später wieder in dr Hamet agetomme. Dodrüber warn se äng worn, doß von dar ormaledeiten Ostseeräf' im Dorf nicht laut warn durst. Ober a dodrüber war nimmer ze zweifeln, doß dr Sekretär Hans un dr Berliner Bankdirekt'r ener Schwindlerbande agehört hobn un nār off de Pfeng ogefahe hattn.

De Gretel is drwagn noch glücklich unner dr Haub komme, dä se hot 's annere Gahr drauf aus'n Nachbardorf en rahtschaffene Schmied geheirat un war vielleicht besser dra, wie mit en setten Lustikus.

Die 100 jährige „Gabe Gottes“ in Johannegeorgenstadt als Schankstätte

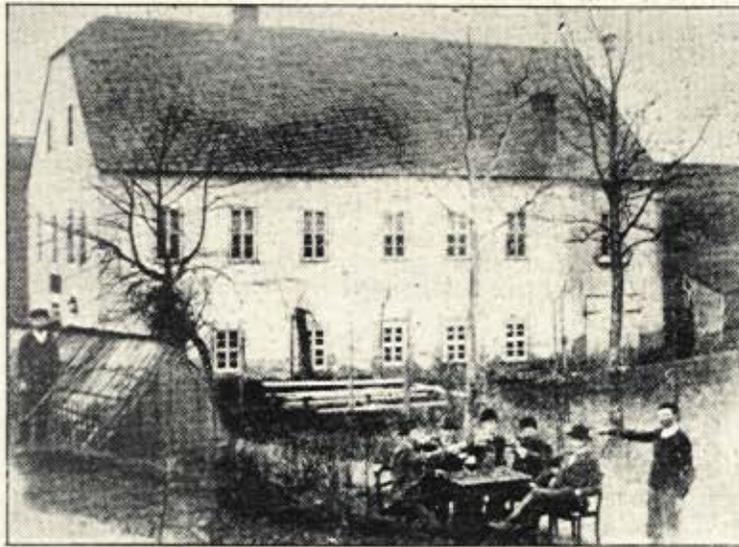
Das Gasthaus „Gabe Gottes“ ist vor 100 Jahren aus einem Zechenhaus entstanden. Anno 1700 begann der Bau der Silberfundgrube, 1713 wurde sie fündig, 1715 wurden neue und beständige Anbrüche gemacht.

Im ersten Jahrzehnt beirug die Ausbeute 19 502 Taler. Als das Bergamt vor 100 Jahren das Zechenhaus abtrat, waren zuvor von 1813 an ein Chr. G. Ebert und um 1835 ein Carl Dankegott Arnold auf Gabe Gottes sesshaft. Letzterer übernahm 1836 die Wirtschaft in der damaligen Schneeberger Straße, die heutige „Miene“. 1837 ist der Apotheker und Schankwirt Adolf Wilhelm Kändler Besitzer des Gasthauses. Er wollte einen Fr. Gotth. Schuchmann 1839 als Pächter einsetzen, doch entschied sich dieser für die freigeordnete Rathausgastung.

Unter Kändler wurde 1843 die bisher mit ins Wohnhaus eingebaute Stallung zum Bau des Tanzsaales verwendet, die Stallung an der rechten Giebelseite des Hauses eingebaut. 1844 verkaufte Kändler die Gastwirtschaft an Aug. Fr. Herberger. Unter diesem brannte die „Gabe Gottes“ am 14. Okt. 1844 ab. Als der Wirt mit Bedienung der Gäste beschäftigt war, waren in der Dachkammer Zapfen und Grummet in Brand geraten. Die Wiedererrichtung kostete rund 1200 Taler. Herberger bewirtschaftete sein Anwesen in wirtschaftlich schwerer Zeit. 1846/47 war Teuerung im Gebirge, die Kartoffelkrankheit wurde zur Geißel des Landmannes, die politischen Wirren lähmten Verkehr und Gewerbe, worunter der Gastwirt besonders zu leiden hatte. Notlage zwang Herberger zum Verkauf. 1847 erwarb Aug. Frdr. Leibelt das Gasthaus. An den Rat richtete er ein Gesuch um Uebertragung der von ihm als Pächter der Ziegehütte geleisteten Kaution auf die erkaufte Schankwirtschaft „Gabe Gottes“. Nach Leibelt finden wir den Steiger Kraus als Wirt, der aber auf Silberkammer durch ein scheu gewordenes Pferd tödlich verunglückte. Nun bewirtschaftete ein Fleischer Wilh. Hahn die „Gabe Gottes“. Die Wirtin war die Zimmermeisterstochter Richter aus Zwickau. Ihr Vater war am Bau der St. Joachimsthaler Kirche beteiligt. Hahn schied in Hirschenstand freiwillig aus dem Leben. Nun übernahm Hans Heinz die Wirtschaft. Als dieser in die Fremde ging, führte sein Vater Johann Heinz den Be-

trieb weiter. Noch heute erinnern sich alte Leute der Wirtin, die im Erzgebirge als die Harfen-Großerin bekannt war. Der Heinz-Wirt war im Besitze eines alten wertvollen Schwibbogens. Unter Johann Heinz wurden der

schöne Haldenhain und die Regelbahn eingerichtet. Damals zählten die vornehmen Bürger der Stadt zu den Stammgästen der Gabe Gottes. 1880 war nach Abbruch des alten Schützenhauses die Gabe als neue Schützenhalle geplant. Doch entschied sich die Führung der priv. Schützenkompanie für die geräumigere Farbmühle. 1887 kaufte Benjamin Lindner die Wirtschaft. Nach 19 Jahren brannte das Gasthaus 1906 ab. Man plante damals ein neues Gasthaus in der Nähe der Büttner-Villa, doch wäre die Tanzgerechtigkeit nicht gewährt worden.



Das alte Gasthaus kurz vor dem Brande.
(Rechts: der Wirt Benjamin Lindner. Von den fünf Gästen am Tische ist heute nur noch einer am Leben.
(OZ-Archiv.)

Dies erinnert an den langjährigen Kampf der Rathauswirte, ihren Saal für Abhaltung öffentlicher Tanzmusik zu gewinnen. Der Kampf begann 1859. Als er endlich gewonnen war, sollte im Weichbilde der Stadt kein Konkurrent weiter auftreten. Vereins-

veranstaltungen, besonders Sommerfeste, haben wohl fast alle städtischen Vereine gelegentlich in der Gabe abgehalten, wir erinnern besonders an die Feste der Handschuhmacher, Zigarrenarbeiter u. Tischler, an die Nachfeier des „blauen Montags“, für die der Saal zu eng wurde, daß sich das vollstümliche Treiben bis auf die nahen Halden ausdehnte. Zum 50jährigen Jubiläum des Erzgebirgszweigvereins fand in der Gabe ein außerordentlich fröhliches Sommerfest statt. Wer erinnert sich noch des Rattenfängers, der die Kinder zu den Gabentischen führte, der geschäftstüchtigen Platzpolizei, des Altertumsmuseums im Haldenhaine und



Der altertümliche Pferdegöpel zu Johannegeorgenstadt
(wenige Schritte vom Gasthaus „Gabe Gottes“ gelegen).
(Photo: Görg, Johannegeorgenstadt.)

des lustigen Tanzbodens. Wieviele Bilder erinnern an die kleine Naturbühne für Laienspiele, an das Kasperle-Theater, an die Lampionzüge fröhlicher Kinder u. a. m. Sämtliche Stadtpfeifer des vergangenen Jahrhunderts haben aller 14 Tage in Gabe Gottes gewirkt: 1837 Michaelis, 1843 Kanis, 1850 Bobe, 1853 Scheffler bis 1874, von 1881—97 Großer und seitdem die Stadtkapelle Bruner. 1855 war Gabe Gottes auch Vereinslokal für den Kriegerverein unter Führung von Böhme. Möge die landschaftlich reizvoll gelegene Gabe Gottes auch künftigen Geschlechtern eine Stätte vollstümlicher Erholung bleiben!

R. J.